

Die Möve

Autor(en): **Jacot Des Combes, Sophie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575385>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hat denen, die ihn kannten, außer seinem Werk auch noch ein Andenken und Beispiel hinterlassen, das sich in der Not bewährt.

Die beiden Quellen seiner Meisterschaft waren eine starke, eigenwillige, aus tiefen Seelengründen genährte Phantasie und ein altmeisterlicher Formwille. In den Radierungen hat diese kühne, ganz männliche, aber tief musikalische Phantasie sich fast ohne Schranken ausgelebt. In der Mehrzahl der Tafelbilder hat der Formwille sie in langen Kämpfen gereift und vereinfacht. An einigen seiner Bilder, an den meisten sogar, hat er Jahre gemalt; das Eremitenbild habe ich zwei Jahre auf seiner Staffelei stehen sehen, ohne daß er in dieser Zeit an einem andern Bild gemalt hätte. Was er an fertig ausgeführten Tafelbildern hinterließ, ist an Zahl nicht eben viel; aber es sind keine Zufallsstücke und Halbgeburten darunter. Und die Meisterwerke seiner Höhezeit, obenan die Penaten, sind von einer wahrhaft magischen, kristallinen Reife und Durchglühtheit. In jeder Arbeit seiner Hände aber,

noch im verlorensten Skizzenblatt, spricht unmittelbar seine rassige, starke Natur und ein edles Herz, dem die frohe Unschuld der Kindheit auch in den trübsten Tagen niemals ganz erloschen ist.

Als Maler hat Albert Welti zu seinen Lebzeiten auf viele als ein Altmodischer und Unzeitgemäßer gewirkt. Man hat das „Altmeisterliche“ seiner Bilder oft schlecht verstanden. Nun aber sehen wir mehr und mehr, daß sein Weg und seine Gedankenwelt nur scheinbar unmodern waren. Wertvolle Neubildungen im persönlichen wie im Kultur-Leben haben stets eine Abwendung vom Gezirgen und ein Wiederaufnehmen älterer, vergessener Werte zur Grundlage. In diesem Sinn soll uns ein Wort aus einem von Weltis Briefen wichtig sein: „Viel ist der deutschen Kunst seit dem Mittelalter verloren gegangen. Mit dem will ich nicht sagen, daß ich jene Zeiten zurückwünsche; aber das viele Gute, das im Laufe der Zeiten verlernt wurde über dem Neuen, muß zurückgewonnen und von dem Neuen muß viel hohles Zeug auf die Seite geschafft werden.“

Die Möve.

Nachdruck verboten.

Skizze von Sophie Jacot Des Combes, Stäfa.

Wie ein runder Spiegel, hell und glatt lag die Pfütze auf der braunen Quaistraße, und blauer Himmel und eine weiße Wolke spielten: „Wer am schnellsten durchlaufen kann“. Manchmal waren sie sich so dicht auf den Fersen, daß sie aneinanderstießen, weiß und blau, im Pfützenspiegel. Die Möve dachte nicht weiter darüber nach, sie hatte Durst. Die Spiegelfläche bekam Risse und Sprünge unter ihren Füßen und Flügeln.

„Bleibe bei mir,“ flüsterte die Pfütze; „sieh, wie groß ich bin, der Himmel spiegelt sich in mir!“

„Ich gehöre dem Meere,“ sagte die Möve und trank.

„Bleibe bei mir,“ liebte die Pfütze; „dein Spiegel will ich sein und dein Meer!“

„Ich brauche Wind und Wellen,“ sagte die Möve und trank.

„Bleib bei mir,“ schmeichelte die Pfütze; „nachts schickt mir der Sternenhimmel seinen schönsten, größten Kronleuchter.“

„Mit wieviel Lichtern?“ fragte die Möve und schluckte weiter.

„Mindestens fünfzig, ausgesucht großen!“

„Ich danke für die Gastfreundschaft,“ sagte die Möve und wischte sich den Schnabel.

„Bleibe, bleibe, alles will ich dir geben ...“

„Sehr schön, sehr schön, aber just das behagt mir nicht so recht ... Es ist so anders als bei meinem Meer ...“

„Ich bin wie dein Meer, da ist kein Unterschied!“

„Doch, da ist ein kleiner Unterschied!“ und die Möve hob den Flügel.

„Glaub das nicht!“ flehte die Pfütze. „Mein Meer hat mir noch nie soviel angeboten wie du,“ und die Möve flog.

„So höre doch, höre doch!“ jammerte die Pfütze ... Aber die Möve schaukelte schon auf einer weißen Schaumkrone. „Weiß und blau auch hier,“ dachte sie, „aber wie anders!“